

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 59.

Dienstag, den 9. Dezember.

1924.

Meister Wilhelmi.

Novelle von Georg Julius Peterlen.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Nein, kein Holzkloß, ein Sack tat es auch. In dem Verschlag da unten, wo die geringen Wintervorräte: Brennholz und Kartoffeln, lagen, befanden sich auch Säcke. Rasch hatte er einen hervorgeholt, und dann trat er an den Zaun. Eben wollte er sich bücken, um das gefährliche Loch zu stopfen, als eine bekannte Stimme nebenan rief:

„Nun kommst du aber gleich, Hans; du sollst zu Bett!“

Der Meister verharrte in seiner knieenden Stellung, ein Ausdruck der Spannung beherrschte sein Gesicht.

„Noch einen Augenblick, Mutti“, vernahm er die Antwort eines Kindes.

„Nein, sofort. Du, ich sag' es Vati!“

Und da entschied eine männliche Stimme: „Gleich kommst du, Hänschen!“

Diese gehaltene Aufforderung schien eine stärkere Wirkung auszuüben als die mildere der Mutter. Nur eines noch vernahm der Lauschende: „Aber morgen darf ich doch wieder spielen!“ — dann wurde es nebenan still.

Die Spannung in des Meisters Gesicht hatte sich gelöst; ein stiller, zehrender Gram stand darin gezeichnet. Er erhob sich und blieb, mit dem Sack in der Hand, regungslos stehen: Morgen darf ich doch wieder spielen — das war vielleicht gleichbedeutend mit einem: Morgen darf ich doch wieder durch den Zaun kriechen! Und wenn der Junge das Loch nun verstopft fand! . . . Wenn aber nicht, dann würde sein Flachsopf wieder da zur Tür hereinschimmern und alte, halbvergessene Bilder würden erstehen . . .

Ein Kampf, eine Qual wühlte in dem kaltenreichen Gesicht. Eine Bewegung der Hand, eine zögernde Kniebeuge, die sofort rückgängig gemacht wurde, und dann eine fast wilde Kehrtwendung. Der Sack wurde in den Verschlag geworfen, die Tür zugeschlagen, als berge sich hinter ihr eine Versuchung. Darauf eilte Meister Wilhelmi mit kurzen, trabenden Schritten in seine Werkstatt, und bald rührte sich in dem niedrigen Hause nichts mehr. Der Kanarienvogel ruhte auch, die Kasse aber war durch eine zersprungene Fensterscheibe in die große Werkstatt gesprungen, um der nächtlichen Jagd obzuliegen. —

Am anderen Tage war der Meister nur mit halben Sinnen bei der Arbeit. Immer wieder ließ er den Hammer sinken und lauschte angestrengt nach der Hofseite. Zuweilen glaubte er eine Kinderstimme zu hören; sie kam aber nicht näher, und ebensowenig tauchte in der Türfüllung ein blonder Kopf auf.

„Ach gut“, murmelte der alte Mann; „mag er bleiben, wo er hingehört.“

Am späten Nachmittag machte er sich daran, ein Paar Kinderschuhe herzustellen. Der sollen sie sein, derb und haltbar, gut! Aber er prüfte lange seinen geringen Ledervorrat, nichts schien ihm geeignet. Dies war zu zart, dies zu derb; wie konnten zwei Kinderschuhe solche Last tragen! Endlich schien er das Richtige gefunden zu haben, und bald zogen die Finger mit der

Hornhaut den Wechdraht, bald griffen sie zum Hammer; die Uhr, die nachdrücklich Feierstunde gebot, fand kein Gehör und tickte ärgerlich weiter.

Als der Meister endlich den zweiten Schuh aus der Hand legte, malte sich eine stille Zufriedenheit auf seinem Gesicht. Noch fehlten die Feinheiten, die Politur; wenn aber die Frau von nebenan mit dem Jungen zur Anprobe kam, würde sie zufrieden sein. Die Glode schrillte durchs Haus; der Meister schrak zusammen. Ein halbwichsiger Junge erschien, um ein Paar reparierte Stiefel abzuholen; zerstreut wurden sie ihm gereicht, und ebenso gedankenlos wurde der Lohn angenommen. Mit einiger Verwunderung ging der Junge davon; vielleicht war er betreffs des Schildes mit einem bösen Gewissen hereingetreten und sah sich nun angenehm enttäuscht.

Zur festgesetzten Zeit erschien die junge Frau; ihren Knaben hielt sie fürsorglich an der Hand fest. Aber der machte sich frei und pflanzte sich vor dem Meister auf.

„Hast du meine Schuhe fertig?“

Der alte Mann nickte wortlos. Und bald erwies sich, daß die Schuhe wie angegossen saßen. Meister Wilhelmi aber gab den Jungen noch nicht frei. Sein Daumen drückte bald hier, bald da auf den beschuhten Fuß, und dann fragte er in einem Murrelton, ob der Schuh auch nicht zu eng sei. Der Kleine widersprach und verlangte nachdrücklich nach seinen alten Schuhen, damit er herunterkäme. Da bequeme sich der Meister. Und er litt es schweigend, daß der Junge sich an dem Werkstisch zu schaffen machte oder auf einen Stuhl kletterte, um den Kanarienvogel genauer betrachten zu können.

Als die Mutter endlich einschritt — sie hatte in der Zwischenzeit wieder die elende Behausung des Alten geprüft und dann und wann mit einem mitleidigen Blick die gebückte Gestalt betrachtet —, seufzte der Meister wie erwachend auf.

Dann aber legte es sich sichtbar wie eine Last auf seine Schultern, während die Augen einen stumpfen Ausdruck bekamen, denn die junge Frau sagte, bereits in der Tür stehend, noch: „Mein Mann war sehr ungehalten darüber, daß Hans so ohne weiteres in Ihren Garten gedrungen war. Es soll gewiß nicht wieder vorkommen, Herr Wilhelmi; mein Mann hat es ihm bei Strafe verboten.“

Der Alte nickte nur. Und er stand immer noch so, als er längst wieder allein war. Vor seinem Werkstisch sitzend, hörte er nicht auf den Schlag der Uhr, die zum Mittag rief, sprang er nicht auf, als draußen das alte Schild von Bubenhänden in schwingende Bewegung versetzt wurde. Er saß und saß, und erst die Gewohnheit hieß ihn aufstehen und etwas zu sich nehmen; sie allein führte ihn auch wieder zu seinen Pflichten zurück.

Die Schuhe für den kleinen Jungen wurden abgeholt; diesmal kam die Mutter ohne ihn.

„Und was bekommen Sie, Herr Wilhelmi?“

„Nichts.“ Der Meister hielt das Gesicht abgekehrt.

Eine kurze Pause entstand. „Nichts? Wie verstehe ich das?“

„Daß ich für die Schuhe nichts haben will!“ rief er fast heftig und wandte sich seinem Arbeitsplatz zu.

Dann — dann kann ich Ihnen die Schuhe auch nicht abnehmen.“

Der weiße Kopf erhob sich, eine jähe Angst sprang aus den Augen. „Tun Sie es doch“, sagte der Meister voll Hast.

Ohne Bezahlung, nein. Aber — die Frau trat mutig einen Schritt näher — „es könnte schlicht um schlicht gehen, Herr Wilhelmi.“ Und als der Alte beharrlich schwieg: „Ich komme morgens gern mal zu Ihnen, um etwas.“ — ihr fiel kein besseres Wort ein — „um für etwas Ordnung zu sorgen. Sie sind, wie ich gehört habe, ganz allein.“

Der Alte senkte den Kopf, über das düstere Gesicht flogen Schatten.

So, Sie haben von mir gehört?“ ließ sich die rauhe Stimme endlich vernehmen. „Na, dann wissen Sie ja schon mehr als ich... Für Ordnung wollen Sie sorgen, hier bei mir? Es war gut gemeint, liebe Frau, aber Paul Wilhelmi kann in seinem Hause allein für Ordnung sorgen. Und die Schuhe da? Ich will nichts dafür haben, kein Geld und auch keine Gefälligkeiten.“

Die Nachbarin ging mit einem kurzen Gruß, die nagelneuen Schuhe ließ sie zurück. Der halsstarrige Alte betrachtete sie lange. Sie waren auf dem Tisch stehengeblieben, zwei blanke, feste, zum Spiel in Haus und Garten vortrefflich geeignete Schuhe. Bei jedem Hammerschlag, bei jedem Stich, der ihnen gegolten hatte, war ein blonder Kopf sichtbar gewesen, und aus weit-fernen Tiefen war mitunter ein Ton hereingekommen, ein verstohenes Lachen oder ein „Kierr!“ — und erst ein Aufbliden hatte daran erinnert, daß es Einbildung war. Die Schuhe sollte ein anderer Junge tragen, ein Junge, der auch diesen Flachskopf hatte und so fest in die Welt sah; nun wurde es auch damit nichts..

Der Alte erhob sich und trat an den Tisch, auf dem die Schuhe standen. Plötzlich ergriff er sie und warf sie mit einer wilden Bewegung in eine Ecke; ein Ausdruck, der ebenso sehr Haß wie stille Verweissung widerspiegelte, lag auf dem struppigen Gesicht.

„Besser so“, murmelten die Lippen; „was geht mich die Welt an!“ Meister Wilhelmi hatte sich wiedergefunden, seine emsige Arbeit bewies es. Noch mehr aber sein glühender Zorn, der ihn auffahren ließ, als um die Mittagszeit die kleinere Schulkjugend heimkehrte und mit dem geplogten Schild ihren Schabernack trieb..

In dieser Zeit ging in der kleinen Stadt das Gerede, daß Meister Wilhelmi „wunderlich“ geworden sei; das sollte bedeuten, sein Verstand habe sich verwirrt.

Ganz so schlimm war es nun freilich nicht; die Nachrede war auch diesmal übers Ziel hinausgeschossen. Aber ein Körnlein Wahrheit war immerhin daran. Wohl arbeitete der Meister, aber er ließ sich auf der Straße nicht mehr sehen; wer seine Hände in Tätigkeit setzen wollte, mußte sich schon zu ihm bemühen und das Fertiggestellte auch selbst wieder abholen. Dagegen wurde es durch Nachbarnleute, die etwas sehr Schlimmes befürchteten und den alten Sonderling deshalb, so gut es ging, beobachteten, unzweifelhaft festgestellt, daß in dem Garten Meister Wilhelmiis „täglich Seltse“ vor sich ging. Bald sollte der Alte — zu einer Zeit, da er sich sonst niemals hatte in seiner Arbeit aufhalten lassen — vor einem gewissen Abschnitt des Zaunes zur Linken unruhig und doch mit äußerster Vorsicht auf und ab traben, bald vor einer kleinen Öffnung, die ja schon eine Ewigkeit dagewesen war, nun aber von der anderen Seite her mit einem Holzstuhle versehen war, stehenbleiben wie eine Kacke vor dem Mauseloch. Sein Mienenpiel dabei bewies genügt, daß es mit ihm nicht mehr „ganz richtig“ zugehen könne, denn er zeige neben einem Ausdruck der Spannung zuweilen ein flüchtiges Lächeln; wenn aber der Alte wieder ins Haus gehe, langsam und wie zerschlagen, liege etwas Stumpfes und Hoffnungsloses auf seinem Gesicht.

So wurde erzählt, und die Darstellung kam der

Wahrheit sehr nahe. Sie wurde erhärtet durch den körperlichen Verfall des Meisters, wie Kunden und wohlmeinende Menschen, die immer noch zu ihm kamen, übereinstimmend berichteten. Die übermüdete Jugend bekam ihn kaum noch zu Gesicht; es verlohnte sich nachgerade nicht mehr, den Sprung auf der Stelle zu machen, denn alles Ausreißer war umsonst: kein böses Gesicht ließ sich mehr am Fenster sehen. —

(Schluß folgt.)

Mit Flettners Windkraftschiff auf der Ostsee.

Von Elise v. Hopfgarten.

Noch klingt die Freude über die glückliche Heimkehr unseres tapferen Zeppelinführers Dr. Goerner in uns nach, als schon ein neuer froher Tag „erster Ordnung“ angeht. Es gilt, mit Flettners Windkraftschiff von Kiel aus einen Abstecker in die Ostsee zu machen. Wir sollen den Mann kennen lernen, dem es gelungen ist, ein seit tausend Jahren unergründet gebliebenes Problem zu lösen — den Mann, der der Menschheit die Windkraft in einer Weise dienstbar gemacht hat, daß die Segelschiffahrt dadurch weit ins Hintertreffen gerät und in Zukunft vielleicht ganz andere Bahnen einschlagen muß. Von nah und fern eilte die deutsche und ausländische Presse, einheimische und fremde Reeder und Maschinenbauer herbei, um der ersten praktischen Vorführung einer vollständig anders ausgerichteten Naturkraft beizuwohnen. Schon der Vorabend ist ein Erlebnis. Das seit der Auflösung unserer Kriegsmarine ganz verlassene Kiel, das erst neuerdings zu einem Handels-hafen aufgepöppelt wird, reißt sich die Augen, als es das Herausströmen der vielen Gaste mitten im Winter sieht. War es Zufall, daß gerade die Germania Werft in Kiel den Umbau des schweren Segelschiffers in ein Rotorischiff übernahm, damit auch Kiel sich wieder einmal als Hafen zeigen konnte? — Wie dem auch sei, alle Hotels sind überfüllt. Da das Wetter sehr dießig ist, sieht man belorgte Gesichter unter den Gärten. Wird uns Anton Flettner bei dieser völligen Windstille sein Werk auch zeigen können?

So bricht der Morgen des 3. Dezember, der Ehrentag Anton Flettners, an. Der Erfinder ist ein Selbstmade-Mann. Einst, als er — ein geborener Frankfurter — noch die Schulbank seines Gymnasiums drückte, als halbwüchsiger Bürche, machte er auf einem Segelschiff eine Reise nach Australien. Daß es keine leichte Sache ist, sich als Schiffsjunge die Welt anzusehen, hat er wohl auf diesem Abstecker erfahren, denn er kehrte bald zurück und wurde später, nach beendeter Ausbildung, Dorfschulmeister in einem kleinen Ort im Taunus. Auf dieser Reise aber hat er die ersten praktischen Erfahrungen im Umgang mit Wind und Wellen gemacht. Sie kamen ihm zugute, als er dann sein Lusttruder erfinden und während des Weltkrieges an etwa 800 Flugzeugen eingebaut wurde. Das Flettnertruder, das neuerdings auch als Ruder zur See auf großen Ozean Schiffen, wie dem Havagadampfer „Albert Ballin“, „Deutschland“ und anderen Verwendung findet, beruht auf dem Prinzip der Steuerung einer großen Fläche durch eine kleine. Vom Flettnertruder, bei dem die große Ruderfläche selbst wieder durch ein kleines Ruder in der Strömung verstellt und beeinflusst wird, gelangte Flettner zu seinen Plänen und Versuchen in der Göttinger Aerodynamischen Versuchsanstalt. Wie er dort die Stoffeigenschaft durch starke Aluminiumegel und Windmühlensügel zur besseren Ausnutzung der Windkraft und zur Verminderung der widerstrebenden Luftschicht, der sogenannten Grenzschicht, zu erlangen suchte und schließlich zu der Entdeckung kam, daß dies Ergebnis nur durch rotierende Zylinder erreicht werden könne, ist inzwischen genügend bekannt. Ein kleines Boot im Wannsee, das mit einem Papierzylinder versehen war, den ein Uhrwerk in Rotation versetzte, war vielen Seglern in diesem Sommer wohl gelegentlich begegnet. Niemand ahnte, daß sich hier eine große Erfindung vorbereitete.

Es ist 11 Uhr morgens. Gott Pluvius schüttet das liebe Himmelwasser herab, das es nur so eine Art hat. Aber die Leute vom Flettner-Konzern, so weit sie noch an Land sind, lächeln nur. Anton Flettner selbst ist schon auf seiner „Budau“ mit seinem Stabe vorausgefahren, und wir eilen an Bord der uns aus dem Seebäderdienst der Havag wohlbelannten „Bubben“, die als Begleitdampfer hinausfährt, damit das Rotorischiff sich frei den Gärten zeigen kann. Kapitän Planert begrüßt die ankommenden Passagiere mit einem freudigen Blick in den Augen; auch sein „Bubben“ hat heute einen festlichen Tag. Es sind an tausend Personen an Bord. Man erblickt die Direktoren des Germanischen und des Britischen Lloyd, der Germania und der Vulkanwerft, der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft. Der Norddeutsche Lloyd hat Kapitän König gelandt, der während des Weltkrieges mit seinem Unterseeboot-Handelsdampfer die kühne Fahrt nach New York wagte. Das Museum für Schiffahrtskunde in Rotterdam, die Reeder der Binnen, die die größten Segelschiffe der Welt besitzt, die Stinnes-Reederei, der Kieler Yachtclub, kurz alle sind vertreten. Die „Bubben“ läßt ihre ignore Stimme ertönen, wir machen los und dampfen vorwärts.

Das Wetter hat sich etwas gelichtet, so daß wir Kiel mit seinen hohen Türmen, die eiserne Bogenbrücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal und die Einfahrt zur Holtenauer Schleuse noch gerade erkennen können. In Nord entwirrt sich bald ein reges Leben. Eine kräftige, echt leemannisch zubereitete Erbsensuppe mit Speck erwärmt die Gäste, bald aber — wir haben eben die an der Tür des ersten Offiziers angehängene Zeichnung der neuartigen Signalbälle und dreieckig studiert, durch die die „Budau“ sich mit der Mittelwelt verständigen will — ertönt der Hornruf: „Budau“ liegt ein Strich nach Nord voraus. Alles eilt nach vorn. Weich erglänzen die 15 Meter hohen und etwa 8 Meter starken Windtürme vor uns. Wir sehen deutlich, wie sie sich drehen, und ohne Zuhilfenahme der kleinen schwachen Hilfsmotore eilt die „Budau“ auf uns zu und steht am Steuerbord vor uns vorbei. Auf der Kapitänbrücke erblicken wir Anton Flettners hohe, schlanke Gestalt. Mit einem lauten, lang nachhallenden „Hurra“ wird er von den Passagieren des „Bubblers“ begrüßt. Leicht und sicher drehen sich die Rotoren, und wir können deutlich beobachten, wie das Schiff sich durch Umstellen derselben dreht, achtern an uns vorbei steuert und nun gegen den Wind legt. Vor dem Umbau der „Budau“ wog ihre schwere Tafel 35 000 Kilogramm und erforderte eine Bedienung von etwa 100 Mann. Jetzt beträgt das Gewicht der ganzen Anlage einschließlich des Antriebmotors nur 7000 Kilogramm, die Rotoren allein wiegen 2000 Kilogramm, und ein einziger Mann kann das Schiff regieren. Der durch das Rotieren der Zylinder erzeugte Unterdruck treibt das Schiff vorwärts, und gerade im Sturm soll es sich im Gegenlag zum Segelschiff gefahrlos fortbewegen können. Aber schon der schwache Wind genügt, um zu zeigen, wie leicht und sicher Anton Flettner mit seinem Windkraftschiff manövrieren konnte. Noch einmal alit die „Budau“ an uns vorbei, dann eilt sie mit eigener Kraft dem Kieler Hafen zu, wo sie schon längst angelegt hatte, als wir am Kai festmachten. Nun wurde das Schiff angelegt, was aber des großen Ansturms halber nur gruppenweise geschehen konnte. Wir sahen die beiden sich drehenden Türme nun ganz in der Nähe. Sie bestehen aus innen versteiftem 1 Millimeter dickem Stahlblech und sind auf einem im Schiffsinnern fest verankerten Pilot auf zwei Gleitlagern gelagert. Man zeigte uns auch die beiden Elektromotoren, die nur über eine Hochleistung von 11 Kilowatt verfügen, und über ein Diesellagagregat angetrieben werden. Sie sind im Innern des Rotors angeordnet und haben nur die Aufgabe, die Windtürme zu drehen. An den Anblick des eigenartigen Schiffes hatte man sich bald gewöhnt. Viele erinnerten sich ja noch der Zeit, als der erste pferdelose Wagen vor dem erstaunten Bild vorbeisteuerte. Alles steht auf der „Budau“ so leicht und so einfach und so selbstverständlich aus, daß man die feste Überzeugung gewinnt, hier eine Erfindung gesehen zu haben, der man mit Recht eine große Zukunft voraussagen kann; mag auch der geniale Geist Anton Flettners noch viele und sene Veränderungen und Verbesserungen vornehmen. Noch lange mußte der fühne Erfinder dem Ansturm seiner Gäste an Bord standhalten, die ihm immer wieder die Hand drücken und ihn beglückwünschen wollten. Er aber, der nicht gern viel Worte macht, antwortete nur: „Ich freue mich, daß ich ein Deutscher bin.“

Sobald er eilte in der Abenddämmerung jeder seinem Hotel zu, und bald hat der D-Bus nach Hamburg und Berlin die vielköpfige Zahl der Gäste entführt. Kiel aber träumt von seinem Befreier, der es bald aus seinem Dornröschenschlaf zu neuem Leben erwecken wird.

Das Kind im Traum.

Skizze von Max Prels.

Oft hat sie im Schlaf gelächelt, und ich wußte, daß sie träumt. Wukte, daß dieses kleine, zum Wunderbau des Menschleins aufstrebende Gehirn sich müht, den Trennungsstrich zwischen Sein und Schein zu verwischen. Und ich habe das Traumlächeln meines Kindes behütet, habe es mit Geduld umstellt, von dem Aufstieg des Erwachens frei gehalten. Denn es war das schöne Lächeln des ersten Ausreisens in ein sehr gelobtes Land, in das Kinderfüße noch nicht tragen, in das nur die Schwingen der Phantasie flattern, die ihren ersten sanften Auftrieb erprobt.

Immer war ein Lächeln in den ersten Träumen meines Kindes, das Echo eines fern leuchtenden Erlebens, die zarte Spur einer glücklichen Entspannung. Was die Lippe noch nicht konnte, die Kunst des Zwiesgesprächs, des bewußten Stimmittels, das erfüllte sich in den Wortabeln des Traums, die jeder anders spricht, und die doch allen gemeinsam sind. Es war Sonne in diesen Träumen und das Aroma von Wiesen, und sie waren weiß wie Milch.

Biel später stieg aus dem Schlaf des Kindes der Schrei des ersten Schmerzes. Des Traumschmerzes, der das Leid des Tages fortspinn, es aufbläst, in das dunkle und grobe und unverständliche Format der Gelpenster bebt. Früher war der Traum der Freund und Helfer einer schlafarm gewordenen Wirklichkeit; nun mußte die Wirklichkeit dem schredenden, freudenarmen Traum beibringen — und ein Streichen, ein wegendes Fahren über das glühende Kinder Gesicht sagte die bösen Träume fort.

Einmal, wie das erlösende Entspannen in dies kleine Antlitz gar nicht kommen wollte, mußten Lärm und Zuruf der Schlafenden die befreiende Brücke zur Wirklichkeit zurückbauen.

Du hast geträumt, Kind!“ Ein Staunen auf schlafglänzenden Augen und eine fremde Frage: „Was ist das: Träumen?“ Erinnern und Vergleichen stellten nämlich die Erkenntnis des Begriffes Traum her. Das Kind lernte wissen, daß es träumt, und es lernte, die Umrisse des Träumerlebens in die Wirklichkeit des Wachlebens hineinzuretten. Und es gab gern und geschwätzig die Geheimwelt seiner Träume preis.

Das lustige Erlebnis mit einem Ball, der ganz allein zur Decke hochsprang, die komische Geschichte, wie zwei Puppen ihre Köpfe vertauschten, die Schreden, weil der Dadel Schnorrs nach dem Bein geschnappt hat, die bange Romanze von der gelben Sonnenblume, die auf einmal Augen hatte und mit dem Kopf wadelte, und mit riesengroßen Blättern nach einem baschte der Wirbel von Mädchenpielen und Jungenraufereien.

Immer aber hatte man nachher Zutritt in die Traumwelt, belam in feurigen, sich überschlagenden Sätzen ihr Abbild, durch das Erwachen schon halb gelöscht, zu leben. Sie blieben nicht Eigentum des Kindes, diese Träume, jeder konnte ihre Geschichte und ihren Inhalt wissen.

Und dann kam kürzlich eine Nacht, in der trat ein seltsamer Traum ins Zimmer, stieg in das Kinderbett und zündete die Lampe einer ganz unverständlichen Sehnsucht in dem kleinen Gehirn an.

Erst, ein wenig gepreßt, von sehr, sehr weit her beleuchtet war das schlafende Gesicht. Und die Lippen formten Worte, die nicht klangen.

In so viel Fremdes und Neues trat vorsichtig meine wehende Hand.

„Wovon hast du denn geträumt, Kind . . .?“

Und zögernd kam das Bekenntnis: „Vom Hans . . .“ Licht und laute, beglückende Worte störten die letzten Traumreste. Und das erwachte Kind fragte ich noch einmal: „Wovon hast du geträumt?“

Und da geschah das Neue: das Kind hielt zu seinem Traum, gab ihn nicht preis und los, knapp und kurz: „Das weiß ich nicht . . .“

Und drehte sich um und stellte sich schlafend.

Trauen, im anderen Zimmer schlief die Großmutter, Sie ist sehr alt, und jedes Jahr ihres Lebens hat einen neuen Ring von Liebe und Güte um ihr Herz gelegt. Klein und feste atmen ihre Atemzüge. Und plötzlich bränzte ihr der Traum, schnüchta, meinen Namen auf die Lippen.

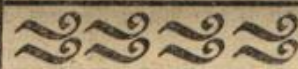
Und wie sie mütterlich meinen Namen rief, stand plötzlich hell und verständlich der leuchtende Bogen vor mir, der vom Traum der Werden zum Traum der Vollenden führt. Im Schatten dieses Bogens steht unsere Partbarkeit, dafür, daß Frauen von uns träumen. Es ist die glühende Brücke der Liebe.

Gesellschaft u. Mode

Die Wiederkehr des schwarzen Strumpfes. Der fleischfarbene Strumpf, der jetzt von jeder Frau getragen wird, muß natürlich im ewigen Wechsel der Mode von seinem Gegenlag abgelöst werden, und so beginnt denn langsam und unauffällig eine Revolution in der Bekleidung der Damen: keine sich zu vollziehen: der schwarze Strumpf, eine so lange Zeit ganz ungewohnte Erscheinung, kehrt zurück. Schwarze Seidenstrümpfe werden von den großen Pariser Strumpfhäusern in Mengen hergestellt und finden bei den Frauen begeisterten Anklang. Die Umwälzung vollzieht sich unter dem in Amerika geprägten Wahlspruch: „Ein Mann sieht zuerst auf einen farbigen Strumpf, aber am längsten auf einen schwarzen!“

Die Puderdose im Schuhablak. Die neueste Form des amerikanischen Schuhablaks besteht darin, daß die Fußbekleidung der eleganten Dame hohle Abläse aufweist, in deren Innerem sie ihre Puderdose, ihr Epikuralidentum und sogar ihren Hausschlüssel unterbringt. Natürlich müssen die Abläse ziemlich hoch sein, aber das ist es gerade, was die Amerikanerin liebt, und sie hat jetzt einen guten Entschuldigungsgrund dafür, wenn sie auf hohen Stelzen dahertrippelt. Wo soll sie denn sonst ihre wichtigsten Utensilien unterbringen? Ob diese Mode auch bei uns populär werden wird, ist allerdings eine andere Frage, denn das Pudern und Schminken oder das Schmausen der Nase macht immerhin einige Unbequemlichkeit, wenn man die dazu nötigen Dinge, mühsam auf einem Fuß balancierend, aus dem Abiak des anderen hervorholen muß.

Polizeiliche Tanz- und Anstandsregeln. Die kanadische Stadt Winnipeg darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, zum erstenmal praktisch eine Kodifizierung des Tanzes verwirklicht zu haben. Die zu diesem Zweck erlassene Verordnung ist allen Besitzern von Tanzlokalen zugangig und wird an den Wänden der Tanzäle aufgehängt, damit die Tänzer über das Maß des Erlaubten und Verbotenen unterrichtet sind. Unter den Bestimmungen der Verordnung befinden sich folgende: Übertriebene Körperbewegungen sind während des Tanzes streng unterlag. Die Beine dürfen nicht mit kurzen Schritten auf der Stelle tanzen, sondern haben sich an der Peripherie des Saales zu halten. Der rechte Arm des Mannes darf nicht den Leib seiner Partnerin umfassen. Er hat darauf zu sehen, daß seine rechte Hand auf der Mitte der Taille der Tänzerin ruht. Dieser ist es streng unterlag, Hals oder Nacken ihres Tänzers zu umfassen.



Von der Geschichte des Weihnachtsbackwerks.

Von M. A. v. Lütendörff.

Die Festgebäcke der alten Germanen. — Brezel und Fladen als heidnische Sinnbilder. — Der Ursprung der Plätzchen. — Der Krinzel, ein echt germanisches Backwerk. — Die ersten Lebkuchen. — Ein Pfefferkuchentrieb. — Vom Weihnachtsstollen.

Es war kein Backwerk in unserem Sinne, das die alten Germanen an ihren Festtagen herstellten, aber gleichwohl haben sich einige ihrer Gebäckformen zu uns herübergelebt: die Brezel, der Fladen und der Krinzel. Die Brezel, die die Römer *breccia* oder *bracellum* nannten, woraus auch ihr Name zurückzuführen ist, bul die germanische Hausfrau schon in der gleichen Gestalt, wie wir sie heute noch backen, da man aber zu jener Zeit an den Götterfesten immer gewisses Backwerk und besonders auch Brezeln herstellte, so wurde, als das Christentum die heidnischen Bräute mehr und mehr verdrängte, eines Tages sogar auch das Backen der heidnischen Sinnbilder von bestrafenem und angepöbeltem Mehl (das Mehl war mit Öl besprenkt), wie man die Brezeln nannte, verboten. Viel gekochten hat das Verbot allerdings nicht, denn das heidnische Sinnbild hat sich bis heute erhalten.

Kaum viel jünger als der Ursprung der Brezel ist der des Fladens, der indes anfänglich kein feineres Backwerk, sondern eigentlich nur ein rundes flaches Brot war, das man aus einem etwas besserem Mehl zu backen pflegte. Noch zu Karls des Großen Zeit war der „flado“ eine Brotart. Erst nach und nach machte man den Fladen feiner und kochte ihn mit Honig, so daß aus dem urprünglichen Kuchen aus Brotteig schließlich der in Wärme gebadene süße Kuchen — althochdeutsch: „muodo“ wurde. Waren die Fladen nur klein, so benannte man sie mit dem lateinischen Wort *placenta* und aus diesem Backwerk hat sich endlich unser „Plätzchen“ entwickelt in allen seinen vielfach verschiedenen Gestaltungsarten. Bis es soweit war, dauerte es freilich lange genug, denn erst im 16. Jahrhundert fing man an, feineres Backwerk herzustellen und die Kuchen statt hauptsächlich in der heißen Asche in Ofen zu backen.

Während zu vermuten ist, daß Brezel und Fladen der germanischen Hausfrau durch die Römer bekannt wurden, steht der Krinzel ein Backwerk dar, das wahrscheinlich der germanischen Kultur entstammt, wie denn auch sein Name „Krinzel“ auf nordischen Ursprung weist. Auch der Krinzel wurde zuerst in der Asche gebacken, später aber wesentlich verfeinert und im Mittelalter schon aus einer Art Butterteig hergestellt.

Unter beliebtestes Weihnachtsbackwerk, der Lebkuchen oder Pfefferkuchen, hat nun eine viel weniger alte und interessante Vergangenheit, denn erst das 13. Jahrhundert hat uns die Lebkuchen gebracht. Ihre ersten Herstellerinnen waren Nonnen und die ersten Lebkuchen wurden überhaupt nur in einigen Klöstern gebacken. Dann aber drang die Kunst des Lebkuchensbackens immer mehr auch ins Volk, denn die „schlächtpflichtige Speis“, wie sie im „Spiegel der Gesundheit“, einem im Jahre 1374 erschienenen Werk, genannt werden konnte, jedem, der sie zu kosten bekam. Allerdings mußten sie damals manchmal noch etwas herb ausgefallen sein, da das gleiche Buch noch meldet: „die Lebkuchen oder Lebkuchen mit Honig und Mehl gebacken sind harter schwerer dänung“ (Verdaulichkeit). Gleichwohl waren sie wie gesagt, sehr beliebt und schon frühzeitig bestanden sich auch allerhand Volksbräute an den Lebkuchen. So z. B. in Süddeutschland das „Lebkuchentreiben“, bei dem die Mädchen die Lebkuchen mit Nuten streichen und von ihnen denn Lebkuchen erhielten.

Ermal gab es sogar auch einen richtigen Pfefferkuchentrieb. In der Stadt Thorn nämlich buk man schon im 16. Jahrhundert sehr gute Lebkuchen, und zwar die heute noch geschätzten und berühmten „Thorner“. Und weil die „Thorner“ gar so gut schmeckten war ihren Herstellern denn auch das landesherrliche Privileg erteilt worden, die Lebkuchen aus den alljährlich stattfindenden Sommerjarmarkt zu Königsberg zu senden. Das verstimmt nun aber wieder die Königsberger, die ihrerseits auch gute Lebkuchen zu backen verstanden, derart, daß sie nicht weniger als zweihundert Jahre lang die braven „Thorner“ nach Kräften bekämpften. So daß z. B. jeder Thorner Lebkuchen der außer zur Zeit des Jahrmarktes in einem Königsberger Geschäft entdeckt wurde, sofort der Beschlagnahme verfiel. Endlich wurde es aber den Thornern zu dumm. Sie wandten sich an das Ministerium und nun wurde eine, Tages ein Bett-Lebkuchenbacken der beiden streitenden Parteien angeordnet, bei dem schließlich die Thorner siegten. Und seitdem herrscht denn wieder Friede und Einigkeit zwischen den beiden einstigen Streikern.

Der Weihnachtsstollen endlich, das bekannte lässliche Weihnachtsbackwerk, war ursprünglich ebenso wie der Fladen auch nichts anderes als ein Brotart. In langer Form und etwas gelauert hatte man den Stollen schon frühzeitig als feines Weißbrot gebacken und als Festgebäck das man „Christ-

stollen“ nannte, zu Weihnachten verzehrt. Als aber die süßen Kuchen die einstigen weißen Brotschollen ganz und gar verdrängt hatten, stellte man auch die Stollen süß und mit Zuckung von Rosinen und dergl. her, so daß sie schließlich aus dem feinen schmachtigen Backwerk wurden, als das wir sie heute kennen.

Der Weihnachtskuchen darf selbstverständlich erst kurz vor dem Fest gebacken werden, denn je früher er ist, desto besser schmeckt er. Aber zum Weihnachtsfest gehört noch mehr. Wir entführen uns noch aus unseren Kindertagen, wie es zu einer ganz spezifischen Weihnachtsstunde gehörte, — eine Freude für die uns der Sinn auch heute noch nicht abhanden gekommen ist — unterm Christbaum zu sitzen und seinen Duft einatmend von Honig- und Pfefferkuchen und anderen schönen Dingen zu naschen. Honig- und Pfefferkuchen aber kann man ruhig schon einige Wochen vorher bereiten; legt man ihn in Flechtbüchsen, dann hält er sich lange frisch in manche Sorten gewinnen durch Liegen sogar noch an Geschmack. Einige sehr gute Rezepte sind die folgenden:

1. Pfefferkuchen: 2 Pfund Roggenmehl, 1 Pfund Ruder-Lonig, 1 Pfund Zucker, 2 Eier, 1 Teelöffel Vollaiche, 1 Teelöffel Strichborsalz, 1 Teelöffel Kardamon, 1 Teelöffel Zimmt, 1 Teelöffel gestohene Nellen. Den Zuckerhoney aerkauten lassen und sämtliche Gewürze darunter fügen, etwas abkühlen lassen, ½ Pfund Zucker in den Honig und ½ Pfund in das Mehl rühren. Die Eier einquirlen und die Klümpchen nach und nach in das Mehl rühren. Der Teig wird, wie der Ruderhoney fest gewirkt, bis das Mehl darunter gemischt ist. Dann einen halben Zentimeter dick ausrollen und in Stücke schneiden. Man läßt bei mäßiger Hitze 15–20 Minuten backen.

2. Nürnberger Pfefferkuchen: 500 Gramm Honig und 500 Gramm Zucker werden zusammen in eine Kasserolle getan und mit dreißig Stück abgezogenen, trockengebackenen Mandeln, 8 gestohene Nellen, einer reichlichen Messerhülle gestohener Muskatblüte und Kardamon, etwas gestohener Ingwer und einer Urle Pfeffer aufgelöst. Dann gibt man so viel Weizenmehl dazu, daß ein dicker Teig entsteht, knetet denselben gut durch und rollt ihn nicht zu dünn aus. Nun schneidet man ihn in gleichmäßige Stücke oder sticht ihn in Formen aus. Legt die Kuchen auf die Bleche und backt sie im Ofen zu schöner Farbe. Die fertigen Kuchen bestreicht man mit dünnem Honigwasser.

3. Schwäbischer Pfefferkuchen: Zutaten: 500 Gramm Weizenmehl, 250 Gramm Zucker, 5 ganze Eier, ¼ Liter Honig, 125 Gramm Butter, 15 Gramm Vollaiche, aufgelöst in 2 Eßlöffeln Rosenwasser, ein Sechstel Liter Urat oder Rum, 50–70 Gramm Zitronat, 5 Gramm gestohene Zimmt, 10 Stück gestohene Nellen, 5–6 Pfefferkörner, Zitronensaft, vier Körner Kardamon. — Eier und Zucker werden schaumig aerührt, alle gestohene Gewürze, das feingehackte Zitronat und Rum werden hineingetan und alles zusammen wird eine Viertelstunde gerührt. Dann kommen der saure Honig, worin man die Butter aufgelöst hat, die Vollaiche und zuletzt nach und nach das Mehl hinein. Man füllt den Teig in eine mit gebullertem Papier ausgelegte Form und backt etwa eine Stunde lang. Den fertigen Pfefferkuchen verziert man mit Mandeln und Zitronat.

4. Aniskuchen: 1 Pfund feiner Zucker und 7 ganze Eier werden in einem Napf mit einem Holzlöffel zu einer dicken schaumigen Masse gerührt, welche man mit 1 Pfund feinem trockenen Mehl und 20 Gramm zerstoßenem Anis vermischt. Von dieser Masse setzt man mit einem Löffel auf ein mit Butter oder Speck bestrichenes Blech etwa 3 Finger breit voneinander entfernt walnukaröhe Häufchen, dreht diese, sowie man sie aufsteht, schnell und geschickt mit der Fingerkuppe rund. Lebt die Kuchen an einem warmen Orte mehrere Stunden stehen, daß die Oberfläche derselben recht glatt wird und leicht trocknet, backt sie dann in sehr mäßiger Ofenhitze zu hellgelber Farbe und schneidet sie warm vom Blech ab.

Die Frau als Gärtnerin.

In den letzten Jahren hat sich die Frau auch den Gärtnerberuf erschlossen, ein Beruf, der den Frauen, die neben der Liebe zur Natur auch eine feste Gesundheit und eine Körperkraft mitbringen, sehr zu empfehlen ist. Die modernen Gartenbauakademien für Frauen verlangen von ihren Schülerinnen außer einer guten Allgemeinbildung deren Grundlagentheorie der Volksschule sein kann, ein Jahr praktische Lehrzeit, die in einer Handelsgärtnerei oder in einem anerkannten Lehrbetrieb absolviert sein muß. Daran schließt sich der zwei- bis dreijährige Besuch einer anerkannten Gartenbauakademie mit der Abschlußprüfung als praktische Gärtnerin. Seit 1911 stehen auch die höheren Gartenbauakademien den Frauen offen und damit ist ihnen der Weg zur wissenschaftlichen Ausbildung in der Gartenkunst freigegeben. Hier wird von den Schülerinnen abgelesene Vortragsbildung verlangt. Der Aufnahme müssen vier Jahre Praxis vorausgehen, zwei Lehr- und zwei Gehilfenjahre. Am Schluß des vierten Semesters findet die Abgangsprüfung statt, nach deren Bestehen die Bezeichnung „staatlich geprüfte Gartenbautechnikerin“ zuerkannt wird.